



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dahingezogen, und immer noch pfliegten Spaziergänger vor der ephendurchwachsenen Umgitterung stillzustehen und sich an dem anmutigen Besitztum zu erlaben. Fast ein Jahr lang hatten die Besitzer desselben Zeit gehabt, sich von den ausgestandenen Ängsten zu erholen. Frau Anna war ein gut Teil korpulenter geworden und durfte nur noch Möhren-, nicht mehr wirklichen Kaffee trinken, hatte auch eine Brille zugelegt, um ferner wie ehemals im Tageblatt die Geburts-, Heirats- und Todesanzeigen selbst lesen zu können. Kaspar Benedikt hatte sich, nach Art alternder Leute, den Spazierstock abgewöhnt, um nicht für hinfällig angesehen zu werden, und sein Barbier mußte ihm alle Morgen aus den langen Haaren seines Hinterkopfs eine Locke zusammenzwirnen, welche über der Stirne die Stelle eines Toupet's vertrat und in ihrer Silberweiße garnicht übel ausfah.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Der Islam im Sudan und in Westafrika. Diesem Thema verleihen die Fortschritte des Mahdi und die Preisgebung des ägyptischen Sudan gegenwärtig ein ungewöhnliches Interesse, und so wird es den Lesern willkommen sein, wenn wir ihnen auszugsweise die neuesten Nachrichten darüber mitteilen. Dieselben finden sich in der soeben erschienenen Schrift Professor Dölkers: Über die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon (Leipzig, B. Froberg), die auch sonst viel interessante Belehrung, namentlich über die Portugiesen und Franzosen in Nordwestafrika und über die dortigen Negervölkerschaften, die roten und schwarzen Fullahs, die Mandingas, die Papels, Balantas und Flups enthält, und die wir deshalb Freunden der Ethnographie angelegentlichst empfehlen.

Man hört häufig vom Niedergange des Islam wie von etwas bekanntem und unbestreitbarem reden. Das gilt aber in Wahrheit nur dann, wenn man ihn mit der Türkenherrschaft identifizirt, und leidet keine Anwendung auf die wenig zivilisirten, weil wenig oder garnicht mit den hochentwickelten Nationen Europas in Berührung gekommenen Stämme, welche die Binnenländer Asiens und Afrikas bewohnen. Der Kreis, den die Lehre Muhameds beherrscht, hat sich hier und vorzüglich im Sudan und in Senegambien in unserm Jahrhundert rasch und stetig erweitert. Überall im letztgenannten Landstriche des schwarzen Erdteils zeigt sich dieser Fortschritt in auffälligster Weise, und zwar wird er keineswegs allein durch das Schwert, sondern auch durch die Predigt bewirkt. Ein hervorragendes Beispiel sind die Futah-Fullahs, die eifrigsten Anhänger und Verbreiter des Islam im westlichen Sudan. Selbst schon seit Jahrhunderten Muslime, suchen sie ihre Religion mit Gewalt und auf friedlichem Wege allen den heidnischen Nigritiern ihrer Nachbarschaft beizubringen, und bei den meisten derselben, namentlich bei den Mandingas, haben sie sich in dieser Beziehung bedeutender Erfolge zu rühmen. Die Bekehrten nahmen den Islam nicht nur willig an, sondern bildeten sich auch zu Stützen und Gehilfen der Bekehrer aus. Die Mandingas, von denen ehemed nur die im alten Melinque-Reiche, jenseits der Niger-Gambi-Wasserscheide, Muslime waren, sind jetzt beinahe ohne Ausnahme dem muhamedanischen Glauben zugethan und entsenden ganz ebenso wie die Fullahs zahlreiche Apostel oder Marabuts, von welchen viele in einer eigenen Schule im Hinterlande von Freetown herangebildet werden. Die Gelehrsamkeit derselben ist natürlich von sehr mäßigem Umfange, sie beschränkt sich auf Kenntnis der Elemente ihrer Religion, Lesen und Hersagen des Korans

und dergleichen. Trotzdem haben diese den Heidenvölkern an Bildung und Klugheit immerhin überlegenen Glaubensboten große Erfolge erzielt, und zwar umsomehr, als sie, ungleich unsern Missionären, niemals sofort offen als solche auftreten, sondern sich anfangs als Kaufleute mit den Leuten, auf deren Seelen sie es abgesehen haben, bekannt machen. Erst wenn sie sich als Händler in einem Dorfe festgesetzt haben, beginnen sie ihren Proselytenfang zu betreiben. Dies gelingt ihnen aber deshalb ziemlich leicht, weil die Negerstämme Nordwestafrikas, wenn sie überhaupt eine Religion haben, keine starke Anhänglichkeit an dieselbe besitzen, sondern sich gegen ihre Fetische meist gleichgiltig verhalten. Ist es einem jener Marabuts gelungen, irgendwo eine Gemeinde von Muslimen zu gründen, so zieht er nach dem nächsten Dorfe, um hier, mit jenen ersten Bekenntenen im Verkehr bleibend, in gleicher Weise wie dort vorzugehen, und so bildet sich allmählich eine Kette von Gemeinden, deren Glieder dann ihrerseits Apostel ausfinden, sodaß zuletzt ein ganzer großer Bezirk für die Lehre des Propheten von Mekka erobert wird. Was auf diese Art nicht erreicht wird, müssen Kriegszüge gegen die Heiden, Zwang und Gewalt zustande bringen. Auch die Marabuts verschmähen bei ihrer Bekerungsarbeit Gewaltthätigkeit nicht, wenn sie Erfolg verheißt. „Anfangs bescheiden und duldsam gegen die Ungläubigen, sagt der Verfasser, treten sie später, wenn sie eine genügende Anzahl von Anhängern gewonnen haben, mit der größten Arroganz und Intoleranz auf, und nicht selten wird dann mit Gewalt das so mild begonnene Glaubenswerk vollendet. Findet ihr Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten, so ziehen sie weiter, um ein günstigeres Feld für ihre Thätigkeit aufzusuchen. Bei den Sullahs haben übrigens die Bekerungsbestrebungen auch einen politischen Hintergrund, indem sie fortdauernd die nächstliegenden Distrikte, wenn sie darin eine hinreichende Anzahl von Religionsgenossen herangebildet haben, ihrer Herrschaft unterwerfen. Ich selbst habe während meines kurzen Aufenthalts hinlänglich Gelegenheit gehabt, das Treiben dieser Marabuts zu beobachten, und die Berichte älterer Reisender zeigen uns, daß ihre Arbeit durchaus nicht fruchtlos gewesen ist; denn wenn Hequard noch im Jahre 1851 berichtete, die muhamedanischen Proselytenmacher seien noch nicht bis zur Küste vorgeedrungen, so kann ich jetzt das Gegentheil behaupten.“

Wie erscheinen nun die christlichen Missionäre neben jenen Aposteln des Islam? Welche Erfolge haben sie hier zu verzeichnen? Der Verfasser erwiedert darauf: Trotz mehrhundertjähriger Berührung mit den Heiden der westafrikanischen Seeküste hat das Christentum hier kaum Wurzel gefaßt und Fortschritte gemacht. Allerdings sind nur wenige katholische Missionäre ins Innere des Landes vorgeedrungen, aber wie diese nichts ausgerichtet haben, so ist es den christlichen Nationen auch in der Nachbarschaft ihrer Kolonien nur in geringem Maße gelungen, ihrer Religion bei den Eingebornen Eingang zu verschaffen. Die Zahl der zum Christentum bekehrten Neger in den Niederlassungen der Portugiesen ist sehr unbedeutend, und überdies sind diese Leute nur dem Namen nach Christen. Sogar auf den Inseln des grünen Vorgebirges haben die Schwarzen nur ganz oberflächlich den christlichen Glauben angenommen, in Wirklichkeit sind sie mehr Heiden als Bekenner der Lehre Jesu. Die protestantischen Missionäre, welche die Engländer nach Nordwestafrika sandten, haben übrigens mit ihren Bekerungsversuchen ebensovienig Glück gehabt wie die katholischen. Daß sich in St. Louis, der Hauptstadt des französischen Senegambien, eine Moschee befindet, ist ebenfalls recht bezeichnend. Fragen wir nach den Ursachen aller dieser Erscheinungen, so liegen sie auf der Hand. Diese Nigrilier sind rohe und wenig bildungsfähige Naturen, denen das

Verständnis für die Erhabenheit, Reinheit und Uneigennützigkeit der christlichen Lehre und Moral schwer fällt oder ganz abgeht, während ihr sinnliches Wesen sie recht wohl für den Islam eignet, der ja die Freuden der Welt in potenziertem Maße in den Himmel verpflanzt. So ist es nicht überraschend, daß die katholischen und protestantischen Missionäre unter den Negern im Becken des Rio Grande keine Geschäfte von Belang machen, während die Apostel des Islam bereits den größten Teil des bekannten westlichen Sudan für ihren Glauben erobert haben. „Vielleicht ist, sagt der Verfasser unsers Riesenwerkes, die Zeit nicht mehr fern, in welcher nicht nur Nordafrika, sondern auch die größere Hälfte des Südens dieses Erdteils die Lehre Muhameds angenommen haben wird.“

Sollen wir diesen Prozeß beklagen? Wir meinen nicht. Der Islam ist keine so hehre und tiefe Religion wie das Christentum, aber immerhin ist nicht in Abrede zu stellen, daß er veredelnd auf die Negerstämme wirkt, die ihn annehmen, und daß mit den muslimischen Glaubensboten eine höhere Bildung, menschlicheres Empfinden und sittlicher Geist neben Industrie, Handel und besserer Regierungsweise bei den heidnischen Völkerschaften ihren Einzug halten. „Wir sehen, wie Stämme, die auf dem tiefsten Niveau der Kultur stehen, dadurch allmählich zu sittsamen, aufgeklärten und wohlhabenden Menschen werden. Der Aberglaube und die scheußlichen Gewohnheiten ihrer Tyrannen, welche nicht selten Hekatomben von Leichen der Laune eines Moments zum Opfer brachten, verschwinden, und mehr gesetzliche, gerechtere Sitten und Bräuche greifen Platz. Wie würdig stehen die Fullahs mit ihrer ernsten, strengen Lebensanschauung den vergnügungsfüchtigen, halb tierischen Nigritiern gegenüber!“

Nur für die Europäer, namentlich für die Erforscher Afrikas, hat sich die Situation infolge des Umfichgreifens des Islam im Sudan weniger erfreulich gestaltet als früher; denn der muhamedanische Neger ist dem in sein Land eindringenden Christen gegenüber unstreitig fanatischer und mißtrauischer als der durch Geschenke leicht freundlich zu stimmende heidnische, und nur ganz ausnahmsweise werden Europäer in solchen streng islamitischen Ländern von der Bevölkerung wohl aufgenommen werden.

Der Weg nach Chartum. Die folgenden Mitteilungen werden willkommen sein, da sie die Situation im Sudan und die letzten dortigen Vorfälle, die Reise Gordons, die Modalitäten der Wegschaffung der in Chartum wohnenden Europäer u. dergl. beleuchten. Die genannte Stadt ist das Zentrum des gesamten Handels und Verkehrs auf den beiden großen Zwillingsströmen des Sudan, dem Bachr el Abiad oder weißen Nil und dem Bachr el Azrak oder blauen Nil. Von diesem Zentrum aus gehen zwei Hauptstraßen aus Innerafrika nach der Außenwelt: eine stromabwärts nach Berber und von da nach Suakin am Roten Meere, und eine, welche zunächst dem Flusse weiter bis nach Abu Hamed folgt, dann die Atnur-Wüste durchschneidet und zuletzt von Korosko wieder am Nile hinführt. Die letztere vermeidet die vier Katarakte und die nach Westen gehende große Windung des Stromes zwischen Korosko und Berber.

Korosko, ungefähr in der Mitte zwischen Assuan, am ersten, und Wadi Halfa, am zweiten Katarakt des Nil, gelegen, ist nur eine Gruppe ärmlicher Lehmhütten auf einem weitgedehnten Sand- und Staubeisfeld, der lediglich das unablässige Ankommen und Abgehen von Karawanen einiges Leben verleiht. Doch ist es keineswegs ohne malerische Reize, denn am Wasser befinden sich üppige Palmengaine und im Süden besäumt ein Felsenwall die Wüste, der namentlich des Abends

in wundervollen Farben glüht. Hochgetürmte Sandhügel schließen es auf drei Seiten ein, und dahinter streckt sich nach Süden hin, den Wellen eines versteinerten Ozeans vergleichbar, mit ihren felsigen Rämmen und Senkungen voll Sand die Atnur-Wüste, durch welche die Karawanenstraße nach Chartum sich windet. Eine sengende Sonne brüht über der schrecklichen Einöde, und niemals fällt hier Regen. Da und dort stößt der Reisende in den tieferen Thälern auf ein paar kränkelnde Dumpalmen oder auf eine Gruppe von Mimosen, die um ihr Dasein ringen, auch wächst an einigen Stellen das grobe Halbi-Gras in hinreichender Menge, um Berghasen und Rudel von Gazellen zu nähren. Doch flieht im allgemeinen das organische Leben diese dürre Wildnis, und Tagereisen weit herrschen nur Sand und Gestein, Blut und Durst. Der Durchzug durch die Wüste erfordert zehn Tage, während welcher Zeit die Karawanen ihr Wasser in Schläuchen mit sich führen müssen, da die wenigen Brunnen, denen man auf der Strecke begegnet, ein Naß bieten, welches für Menschen untrinkbar ist. Auch das Wasser in den Schläuchen würde, da es nach Leder schmeckt und warm ist, niemand genießen wollen, wenn er besseres haben könnte. Bisweilen stößt man auf Lager von Ababdeh-Arabern, deren Gewohnheit, stets bis an die Zähne bewaffnet einherzugehen und ihr langes, reichlich mit Hammeltalg pomadisirtes Haar mit Rämmen aus Ebenholz oder Elfenbein aufzustechen, ihnen ein unheimliches Aussehen verleiht. Ihnen ist die Bewachung der Route und das Geleit der Reisenden anvertraut. Der Weg ist mit zahllosen Gerippen hier verendeter Kamele und hier und da mit einem Steinhäufen, unter dem ein verdursteter oder am Sonnenstich gestorbener Wanderer ruht, bezeichnet. Fast ohne Unterbrechung zeigt sich über der Wüste die Fata Morgana, bald in Gestalt von blauen Landseen, bald in der von Felskügeln, die auf ihren Gipfeln stehen, zuweilen auch in andern phantastischen Formen. Man erzählt, daß vor einigen Jahren ein ägyptisches Regiment durch diese täuschende Luftspiegelung fast die Hälfte seiner Leute verlor, indem dieselben, wahnstinnig vor Durst, in der Ferne ein klares Gewässer zu sehen glaubten und trotz des Einspruchs ihrer Führer ihre Reihen verließen und auf die Erscheinung zueilten, um endlich zu entdecken, daß dieselbe eine Augentäuschung war.

Mit Entzücken atmet der von Blut und Durst gequälte Reisende auf, wenn er am Horizont die Palmen von Abu Hamed gewahr wird. Er verläßt hier das „Schiff der Wüste,“ um zur Weiterreise die „Nugga,“ das Nilboot der Eingebornen, zu besteigen. Es ist ein elendes, schmutziges, gebrechliches Fahrzeug, gewöhnlich nur mit vier Matrosen bemannt; aber es hat ein Oberdeck, das einigermassen gegen den Sonnenbrand schützt, und der Aufenthalt auf ihm erscheint neben der Erinnerung an das lästige Schaukeln auf dem Rücken des Kamels ziemlich behaglich. Die wichtigste Station oberhalb Abu Hameds ist Berber, auf dem rechten Ufer. Vier Meilen südlich von hier nimmt der Nil den aus Habesch kommenden Abara, den nördlichsten seiner Zuflüsse, auf. Weiterhin nach Norden strömt ihm auch nicht das kleinste Bächlein zu. Berber nimmt sich, vom Flusse aus gesehen, nicht vortheilhaft aus, dagegen bietet es, wenn man sich ihm von der Landseite her nähert, mit seinen weißen Häusern und seinen grünen Gärten einen recht freundlichen Anblick inmitten seiner dürren und öden Umgebung. Südlich von der Stadt werden die Ufer des Flusses flach und uninteressant, und er selbst teilt sich in viele Arme, welche Sandbänke und Schlammelände umfließen. Schwärme buntgefiederter Wasservögel, weiße Pelikane und Zibisse, rosenrote Flamingos u. dergl. unterbrechen bei der Annäherung der Nugga ihre schweigsame Beschaulichkeit und fliegen kreischend auf. Häufig erscheinen in der Blut Krokodile und Nilpferde, die bis hierher selten

waren. So geht es etwa zwanzig Meilen weit fort durch ein grünes Flachland, bis unser Boot vor der Bank von Schendy Halt macht, wo alle Karawanen aus Senaar, Darfur und Kordofan auf der Straße nach Suakin durchpassiren. Schendi war 1821 der Schauplatz eines Ereignisses, welches für die damalige Zeit charakteristisch ist. Mehemed Ali hatte seinen Sohn Ismail hierher gesandt, um von dem wilden Häuptlinge, der sich durch seine Grausamkeit den Namen des „Tigers von Schendy“ erworben hatte, rückständigen Tribut einzutreiben. Ismail schlug seine Zelte vor der Stadt auf, ließ den „Tiger“ vorfordern und verlangte zunächst eine starke Lieferung von Proviant für seine Truppen von ihm. Als jener, auf sein Unvermögen hinweisend, die Forderung ablehnte, schlug ihn Ismail mit der Peise, die er rauchte, über den Kopf. Der Tiger verbeugte sich demüthig und versprach Gehorsam, und bald, nachdem er sich entfernt, erschienen Leute, die rings um das Zelt Ismails ungeheure Massen von Getreide und Stroh aufhäuften. Das ging fort bis in die Nacht, und der Aegypter freute sich seines Erfolgs. Aber vor Tagesanbruch erwachte er von lautem Knistern und Brasseln, und als er hinaustrat, sah er sich und sein Gefolge von einem Flammenringe umgeben. Der Tiger hatte die Vorräte anzünden lassen, und Ismail wurde auf diese Weise mit den Seinigen bei lebendigem Leibe geröstet. Mehemed Ali ließ darauf durch seinen Schwiegersohn, den schrecklichen Desterdar, Schendy dem Erdboden gleich machen, aber der Tiger entkam ins Innere und konnte niemals zur Strafe gezogen werden.

Acht Meilen südlich von Schendy beginnen die sechsten Stromschnellen des Nil, die indes den Handelsverkehr auf dem Flusse nur wenig beeinträchtigen, sodaß Fahrzeuge von geringem Tiefgang das ganze Jahr hindurch von Verber nach Chartum gehen können. Noch einmal bietet sich dem Reisenden ein interessantes Landschaftsbild an der Stelle, wo der Nil sich seinen Weg durch die schroffe Bergkette des Gebel Gerri gebahnt hat, aber bald werden die Ufer wieder flach, und die Szenerie verändert sich nun nicht mehr, bis am Horizonte des einförmigen Gefildes die Minarets und Palmen von Chartum auftauchen. Wenn wir uns demselben nähern, breitet sich die glänzende Fläche des weißen Nil wie ein Landsee vor der Nugga aus, dann treibt mit plöblicher Wendung das Boot in die Gewässer des blauen Nil hinein, an dessen Gestade, etwa eine Wegstunde weiter aufwärts, Chartum, die Hauptstadt des Sudan, das Ziel der jetzigen Reise Gordons, liegt. Die Namen jener beiden Flüsse sind beiläufig nicht besonders glücklich gewählt; denn die wirkliche Farbe des „weißen“ Nil ist ein blaßes, undurchsichtiges Blau, während der andre, östliche Fluß von der Erde, die er aus Habesch herabführt, tief rot gefärbt ist.

Chartums Wichtigkeit für den Handel ist zu bekannt, als daß wir auf sie hier einzugehen nötig hätten. Der größere Teil der Stadt ist staubig und schmutzig wie die ärmeren Quartiere der ägyptischen Städte. Die übrigen Viertel nehmen sich mit ihren großen weißgetünchten Häusern, ihren Moscheen und Minarets und ihren Gärten und Palmengruppen meist recht stattlich aus. Die Straßen freilich lassen viel zu wünschen übrig. Es sind meist schmale Gäßchen, voll Unrat und Schriech und so schlecht drainirt, daß die Pfützen, welche die Regenzeit zurüchläßt, wochenlang stehen bleiben und dann sehr gefährliche Fieber erzeugen. Die Bevölkerung ist bunt zusammengewürfelt. Sie besteht aus Türken, Griechen, Aegyptern, Nubiern und verschiedenen Arten der Negerrasse, sowie ausgewanderten Europäern, die sich meist mit dem Verkaufe von geistigen Getränken und Materialwaaren beschäftigen. Die hier wohnenden Dongolesen liefern Elemente für die Armee und stellen das Hauptkontingent zu den Scharen von Eisenbeinjägern, welche gewisse große Firmen

für das Innere Afrikas auszurüsten. Nach ihrer Lage ist die Stadt sicher, unter allen Umständen kommerzielle Bedeutung zu behalten. Sie ist das große Thor, durch welches aller Verkehr Innerafrikas, soweit es zum Stromgebiete des Nil gehört, nach Ägypten und Europa passiren muß. Unaufhörlich gehen von hier Karawanen, beladen mit seltsam geformten Ballen, Straußenfedern, Häute, Drogen, Kupfer, Ebenholz und Elfenbein, nach der großen nubischen Wüste und nach Suakin ab, und die Geschäfte, die hier in Getreide und Harzen abgeschlossen werden, bekunden einen Wohlstand, der noch beträchtlicher Steigerung fähig wäre, und bei dem man nicht begreift, wie Gladstone dazu gekommen ist, ihn leichten Herzens dem Mahdi auf Gnade und Ungnade auszuliefern zu wollen.



Literatur.

- Der Aktiengesetzentwurf. Betrachtungen und Vorschläge von Dr. Wiener, Reichsgerichtsrat. Leipzig, Veit und Comp., 1884. 132 S.
- Zum neuen Aktiengesetz. Von Dr. D. Bähr. (Separatabdruck aus Jherings Jahrbüchern XXI. N. F. IX.) Jena, Gustav Fischer, 1884. 41 S.

Gegenüber dem Indianergeheul der Börsenpresse, dem sich leider eine große Anzahl frondirender preussischer Handelskammern und Großkaufleute angeschlossen haben, denen die Unbefangenheit in dem allgemeinen Strom der Anschauungen, welche durch die Börse beeinflusst werden, verloren gegangen ist — gegenüber den in blinder Wut geschleuderten Angriffen werden die beiden erwähnten sachlichen Kritiken einen bleibenden Wert beanspruchen dürfen, wie es nicht anders bei den angesehenen und in dem Aktienrecht bewährten Verfassern zu erwarten steht. Die Grenzboten haben bereits die Delbrücksche Kritik oder vielmehr das Pamphlet des Geh. Kommerzienrats Delbrück gebührend zurückgewiesen, dessen Hauptschwerpunkt — das wichtigste Argument der Gegner — darin liegt, daß den Verfassern des Entwurfs die Kenntnis des praktischen Lebens gefehlt habe. Einen solchen Vorwurf werden sie jedenfalls gegen die Verfasser der vorliegenden Kritiken nicht erheben können. Wiener war während der großen Gründungszeit in Berlin einer der beschäftigtesten Anwälte und Notare und hatte sowohl aus dieser Periode als in seiner spätern Thätigkeit beim Reichsoberhandelsgericht und Reichsgericht die beste Gelegenheit, das Aktienwesen in seiner ganzen Nacktheit zu erkennen. Nicht minder hat Bähr in seiner Eigenschaft als Mitglied verschiedener obersten Gerichte und Parlamente eine reiche Erfahrung sammeln können, die jedenfalls die Praxis von Aufsichtsräten und Gründern überwiegt. Beide Kritiken erkennen den Standpunkt des Entwurfs als einen durchaus berechtigten an und übertreffen denselben sogar in ihren strengern Vorschlägen. Hauptsächlich sind ihre Ausstellungen gegen den Entwurf juristischer Art und viele von solcher Bedeutung, daß der Gesetzgeber nur dankbar anerkennen kann, wenn ihm von so bewährter Seite Hilfe gebracht wird. Wirtschaftlich interessant ist es, daß Wiener die Prospekttheorie, wie bisher, vertritt, die Leitung der konstituierenden Generalversammlung für zweckwidrig erachtet und gegen die Zulassung einer Unterpari-Emission spricht. In Bährs Kritik